

General a.D. Dr. Günter Kießling (vollständige Fassung des Kommentars zum Buch "50 Jahre Panzertruppe der Bundeswehr"):

Vorbemerkung:

Im Vorwort der vorliegenden Festschrift wird eingeräumt, dass mancher, der „dabei gewesen“ ist, es ganz anders erlebt haben mag. Die verschiedene Sicht der Dinge, mehr aber noch deren unterschiedliche Gewichtung, hängt aber sicher auch davon ab, welcher „Soldatengeneration“ der einzelne angehört.

Der Verfasser des hier folgenden Kommentars zählt zu der zweiten der in diesem Buch (auf S. 57 ff.) differenzierten Gruppen, den Kriegsjahrgängen 1922 – 1926. Zwar wird seinem Jahrgang noch eine „ordentliche Offizierausbildung“ zugesprochen; er selbst – später „General für Offizier- und Unteroffizierausbildung im Heer“ – hat jedoch seine Offizierausbildung als recht mangelhaft empfunden. Auch gehörte er zu den knapp 10.000 Angehörigen des Bundesgrenzschutzes, die am 1. Juli 1956 kraft Gesetzes – im allgemeinen bataillonsweise – in die Bundeswehr überführt wurden und die Kader für die ersten drei (Grenadier-) Divisionen bildeten. Mit deren schneller „Assignierung“ (unter die NATO) am 1. Juli 1957 wurde ein vorrangiges Ziel der deutschen Außenpolitik verfolgt. Dieser Erfolg hatte jedoch seinen Preis: Viele Mängel, die in dem vorliegenden Bericht über die 50jährige Geschichte der deutschen Panzertruppe aufgezeigt werden oder auch nur anklingen; sind auf jene, dem Primat der Politik zuzuordnende Entscheidung zurückzuführen, die da lautete: „Aufstellung geht vor Ausbildung“. Die von daher rührenden Probleme ziehen sich wie ein roter Faden durch diesen Bericht der Panzertruppe. Auf diesem Hintergrund sei der nachfolgende Kommentar verstanden.

Die Panzerbataillone – Speerspitze des Heeres.

Stellen wir das Wesentliche dieser Jubiläumsschrift voran: Das ist die Besinnung auf das Bataillon, der eigentlichen Heimat des Soldaten. In diesem Buch geht es um die Verbände der Panzertruppe und deren Bedeutung für das Heer. Dafür stehen die Namen Guderian und Rommel. In deren militärischem Werdegang, der sie beide über das Goslarer Jägerbataillon an die Spitze gepanzerter Armeen führte, materialisiert sich das Konzept des Zusammenwirkens von Panzern und Panzergrenadiern. Hier waren wir Deutsche allen anderen Armeen der Welt voraus!

Als sich Anfang der 50er Jahre die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik abzeichnete und deren vielfältige Aspekte erörtert wurden, stand jedoch eines von vorneherein fest: Das Neue deutsche Heer sollte ein gepanzertes und mechanisiertes sein – und seine Speerspitze die Panzerbataillone. Wurde der von der Nato geforderte deutsche Verteidigungsbeitrag auf der politisch-strategischen Ebene auch in den Kategorien von „Divisionen“ diskutiert, konkret vollzog sich die Aufstellung des deutschen Heeres in den Bataillonen.

Aufgrund der weitgehend vorgegebenen Heeresstruktur – von zehn Panzer- und Panzergrenadierdivisionen, dazu eine Gebirgs- und eine Luftlandedivision – stellten sich die wesentlichen Probleme der Aufstellung in den Fragen der Stationierung, der Deckung des Personalbedarfs, der Ausbildung und Ausrüstung wie der Inneren Führung. Wie diese in der Panzertruppe gelöst wurden und welche Schwierigkeiten damit verbunden waren, kann man in dem zutreffend mit „Der Dienst“ überschriebenem Kapitel nachlesen

„Der Dienst“ als Spiegelbild der wesentlichen Probleme:

Die Stationierung des neuen Heeres wurde zum Problem, weil die deutschen Kasernen wie auch die Standort- und Truppenübungsplätze vorwiegend durch die Besatzungsmächte genutzt waren. Soweit diese Liegenschaften nicht der Bundeswehr zurückgegeben wurden, mussten neue gebaut oder geschaffen werden. Das brachte zusätzliche Einschränkungen und Belastungen für die Truppe, die rund zehn Jahre währten. Weitaus schwieriger gestaltete sich das Personalproblem. Sieht man von den kraft Gesetzes aus dem Bundesgrenzschutz überführten Kadern ab, konnte die Bundeswehr nur auf einstige Offiziere und Unteroffiziere der Wehrmacht zurückgreifen. Damit stellte sich ein zusätzliches Problem: Sie alle waren zehn Jahre zu alt – und bedurften überdies zunächst selbst erst zusätzlicher Ausbildung, um mit der veränderten Aufgabenstellung vertraut zu werden. Aber aufgrund der von der Politik geforderten Vorrangigkeit der Aufstellung war eine gezielte „Ausbildung der Ausbilder“ verwehrt. Also mussten beide Aufgaben – Aufstellung und Ausbildung – vermengt werden. Dennoch ist es gelungen, bereits bis zum Ende der 50er Jahre den überwiegenden Teil des Feldheeres – also rund 75 % der 36 Brigaden – aufzustellen. Damit war schließlich 1965, als zuletzt die 12. Panzerdivision der NATO assigniert wurde, das gesteckte Ziel der Aufstellung erreicht. Dieser schnelle Aufbau des neuen Heeres gehört unbestritten zu den großen Leistungen, die nur wenige zu würdigen vermögen. Der Erfolg hatte seinen Preis: Er bedingte eine viele Jahre hindurch anhaltende permanente Überforderung der Truppe, vor allem ihrer Offiziere und Unteroffiziere.

Auftrag und Mittel:

All diese Probleme zusammenfassend könnte man sagen, dass sich wie ein roter Faden durch die 50 Jahre Bundeswehr eine besorgniserregende Diskrepanz von Auftrag und Mitteln zieht. Häufig wird dieses Kernproblem auf die Forderung nach mehr Haushaltsmitteln reduziert. Dagegen gilt es zu betonen: Die „Mittel“,

derer die militärische Führung bedarf, sind mehr als nur Haushaltsmittel; dazu gehören auch Zuständigkeiten, angefangen bei der Spitzengliederung der Bundeswehr, über das permanente Fehlen von Offizieren und Unteroffizieren in den Bataillonen, bis hin zur Dauer des Grundwehrdienstes. Letzterer wurde von seinem Kulminationspunkt, der 1961 nach dem Mauerbau 18 Monate erreichte, immer weiter reduziert. Der auf die Einsatzbereitschaft des Heeres gerichtete Ausbildungsauftrag dagegen blieb unverändert bestehen.

Dabei lautet ein unverzichtbarer Grundsatz militärischer Führung: Aufträge müssen erfüllbar sein. Dagegen ist in der deutschen Militärgeschichte immer wieder verstoßen worden – mit verhängnisvollen Folgen! Man könnte auch sagen, der ganze Zweite Weltkrieg ist durch eine permanente Überforderung der deutschen Soldaten gekennzeichnet. Statt daraus die notwendigen Lehren zu ziehen, scheinen wir daran festzuhalten. Der dagegen gebotene Widerspruch wurde entweder nicht erhoben oder aber unterdrückt, obwohl „Zivilcourage“ ständig angemahnt wird, in Festreden wie gar im Bericht des Wehrbeauftragten.

Das ungelöste Problem: Tradition und Traditionspflege

Von diesem negativen Aspekt soldatischer Pflichterfüllung gelangen wir zu dem dominierenden Kapitel der Jubiläumsschrift, das mit der glücklich gewählten Überschrift „Freiheit im Gehorsam“ die Traditionsfrage im Wesentlichen aus der Sicht der Truppe darstellt. In prägnanter Kürze werden hier die Rahmenbedingungen – vom Problem der Wehrmacht über die Traditionserlasse von 1965 und 1982 bis hin zur immer wieder beschworenen „eigenen“ Tradition – aufgezeigt, die der Panzertruppe für die Traditionspflege vorgegeben waren. Wurde auch erst im Erlass von 1965 niedergelegt, dass „Traditionen ehemaliger Truppenteile ... nicht verliehen“ werden, so war die Distanz zur Wehrmacht im Ganzen bereits durch die Himmeroder Denkschrift vorgegeben. Diese sollte und durfte sich jedoch nicht gegen den einzelnen Soldaten der Wehrmacht richten. Das war schon deshalb ausgeschlossen, weil man ihrer für die deutsche Wiederbewaffnung bedurfte. Auch die Ehrenerklärung des Bundeskanzlers Adenauer vor dem Deutschen Bundestag am 3. Dezember 1952 machte dies deutlich. Ehemalige Offiziere der Wehrmacht haben dann die Bataillone der Bundeswehr nicht nur aufgestellt, sondern sie durch Ausbildung und Erziehung geprägt. Dabei haben sie – selbst im Sinne der Auftragstaktik erzogen – im Allgemeinen sehr wohl nach den Grundsätzen der Inneren Führung gehandelt. Wenn heute mitunter so dahergeredet wird, als wären Wehrmacht und Innere Führung unvereinbar, so sei auf das Handbuch Innere Führung verwiesen, in dessen Zusammenfassung steht (auf Seite 169): *„Innere Führung ist keine Erfindung der Bundeswehr. Sie ist nur ein neuer Begriff für ein Bündel von Führungsaufgaben, die es zu allen Zeiten in der Truppe gegeben hat ...“*

Zu Recht sind wir stolz auf unser „Führen durch Aufträge“ – und immer noch erfahren wir dafür weltweit Anerkennung. Dieses Prinzip entspricht unserem Verständnis von „Freiheit im Gehorsam.“ Umso mehr gilt es, allen widersprechenden Tendenzen zu begegnen. Eine solche wird ausgerechnet im weiten Bereich der Inneren Führung offenkundig; nämlich in der Frage der Traditionspflege. So richtig und unverzichtbar es war, der Bundeswehr in ihrer Geburtsstunde vor 50 Jahren die Grundlinien für ihr Traditionsverständnis vorzugeben, so folgerichtig wäre es – konkret den Bataillonen – weitgehende Freiheit in der Traditionspflege einzuräumen. Nur in der überschaubaren soldatischen Gemeinschaft – und dieses ist das Bataillon – kann Tradition als Teil der soldatischen Erziehung gepflegt werden.

Die oft behauptete Konfrontation zwischen „Traditionalisten“ und „Reformern“ hat es in der Truppe kaum gegeben; sie ist uns vielmehr – wie auf S. 339 erwähnt – mehr von außen aufgedrängt worden. Angesichts der Herausforderungen, die mit der Transformation verbunden sind, sollten wir uns wieder auf den Rat des „Wachsenlassens“ besinnen, den der erste Generalinspekteur Heusinger zur Traditionspflege erteilt hat. Stellt sich doch mit der Transformation auch die Frage der „eigenen“ Tradition. Mit dem schlichten Verschwinden vieler Bataillone geht doch vieles verloren, was durchaus traditionswürdig ist. Kaum jemand wird bestreiten, dass unter den grundlegend veränderten strategischen Bedingungen die Bundeswehr reduziert und Garnisonen aufgegeben werden müssen. Auch das ist in der deutschen Militärgeschichte nicht neu. Deshalb verfügen wir über hinreichende Erfahrungen, wie das innere Gefüge bewährter Truppenteile für künftige Aufgaben und in einer neuen Organisation bewahrt werden kann. Was liegt da näher, als endlich einer Traditionspflege durch Zuordnung auflösender Verbände auf aktive Bataillone und Kompanien den Weg zu bereiten? Auf diese Weise kann nachfolgenden Soldatengenerationen das gültige Erbe bewusster gemacht werden und zugleich alten Soldaten Anerkennung für ihren geleisteten Dienst gezollt werden.

Jeder erfahrene Truppenführer weiß nur zu gut, dass noch so überzeugende Konzepte, Erlasse und Festreden ohne Wirkung bleiben werden, wenn sie nicht dort umgesetzt werden, wo die Masse der Soldaten steht: In den Bataillonen. Was wir in der Gefechtsführung so meisterhaft beherrschen, Aufträge in Wort und Tat so umzusetzen, dass schließlich jeder Soldat im Sinne der nächst höheren Führung handelt und auf diese Weise das Ganze mehr als die Summe der Teile wird, das bringen wir in der geistigen Führung – sprich: Inneren Führung – immer noch nicht so recht fertig. Auch hier sollten wir unser bewährtes Prinzip des Führens durch Aufträge praktizieren! Die konkrete Forderung lautet: Den Bataillonskommandeur auch in ihrer Aufgabe der Traditionspflege das Maß an Vertrauen entgegenzubringen, das sie benötigen und – das sie verdienen. Zudem

besteht Verlas darauf, dass die höheren Vorgesetzten im Rahmen der ihnen obliegenden Dienstaufsicht darüber wachen werden!

Selbständiges, verantwortliches Handeln der unteren Führung setzt allerdings voraus, dass wir den – in den zurückliegenden 50 Jahren versäumten – Zusammenhang von Innerer Führung und Personalführung erkennen und entsprechend handeln. Konkret bedeutet dieses: Die Personalführung der Offiziere muss darauf gerichtet sein, sie von Anbeginn einem bestimmten Bataillon zuzuordnen, damit sie dort ihre militärische Heimat finden. Auch die Bataillonskommandeure sollten sich im Allgemeinen aus dem eigenen Offizierkorps rekrutieren. Mehr noch: Wenn Offiziere im Rahmen ihrer Laufbahngestaltung zwangsläufig in Stabsverwendungen ganz verschiedener Art versetzt werden, so bleiben sie dann organisatorisch weiterhin Angehörige ihres Stamm-Bataillons und dessen Offizierkorps zugehörig. Das sollte seinen Ausdruck in Ranglisten und durch Kennzeichnung an der Uniform finden. Auf diese Weise dürfte sich das natürliche Spannungsverhältnis zwischen Truppe und Stäben, vor allem aber das zwischen Truppen- und Generalstabsoffizieren, positiv entwickeln. Eine solche Entwicklung erfordert jedoch Zeit. Um so mehr sollte man baldigst damit beginnen; am sinnvollsten bei Bataillonskommandeuren nach Übergabe ihres Kommandos.

Zweifel an der Realisierung einer solchen Lösung sind am ehesten durch Hinweis auf das von der britischen Armee nach wie vor gepflegte „Regimental System“ auszuräumen. Bis 1945 wurde es in ähnlicher Weise auch vom deutschen Heer praktiziert. Die Militärgeschichte liefert genügend Beispiele dafür, wie stark diese Bindungen an das Regiment den Zusammenhalt des Offizierkorps in schwierigen Lagen, ja selbst in Gewissensfragen, bestimmt hat.

Zusammenfassung:

Unter den zahlreichen Veröffentlichungen aus Anlass des Jubiläums der Bundeswehr wird der vorliegenden Festschrift der Panzertruppe ein hoher Rang sicher sein. An dieser umfassenden Darstellung, verbunden mit dem unverkennbaren Bemühen um Sachlichkeit, dürfte künftig niemand vorbeikommen, der sich mit der Geschichte des deutschen Heeres wie im Besonderen mit seiner Speerspitze, der Panzertruppe, auseinandersetzen will.

Das 50jährige Bestehen der neuen deutschen Panzertruppe wird überschattet von der Transformation der Bundeswehr. Dies bedingt eine Reduzierung des einstigen Umfangs von 85 Panzerbataillonen auf schließlich noch verbleibende sechs. Viele, vor allem Angehörige aufzulösender Verbände, empfinden dies als einen schmerzhaften Einschnitt. Dennoch gilt es, den Blick nach vorn zu richten und alle Kraft zur Bewältigung der künftigen Aufgaben einzusetzen. Das dürfte umso erfolgreicher sein, wenn wir endlich zu einer sinnvollen Traditionspflege der überschaubaren soldatischen Gemeinschaft gelangen.